

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 85 (2023)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Christ, Stefanie: Helene Roth und die Frauen vom «Kreuz» Herzogenbuchsee.

Bern: Stämpfli 2022. 80 S. ISBN 978-3-7272-6092-6.

Ein ungewöhnlich energisches Gesicht blickt uns an: Augen, die uns fesseln, die dunkeln Haare gezähmt und wild zugleich, die roten Wangen, das starke Kinn und dieser Mund! Sie hätte Trompete spielen können, vielleicht auch Sängerin oder Schauspielerin werden, die Malerin Helene Roth! Von ihren Verwandten und Freundinnen wird sie als temperamentvoll beschrieben, stets hilfsbereit und mit einer blühenden Phantasie begabt. Dieses energische Gesicht, ein Selbstporträt, öffnet uns den Zugang zur Künstlerin, die als «Schülerin von Cuno Amiet» bezeichnet wird, ein Attribut, das nur von Banausen unter Kunsthistorikern stammen kann, leider aber mehrmals kolportiert wurde.

Diesem Attribut stellt sich Stefanie Christ entgegen und entwirft ein Porträt der Künstlerin, das ebenso in das gesellschaftliche Umfeld der von Männern dominierten Künstlerwelt greift, wie es die Malerin selbst vorstellt. Helene Roth wurde 1887 in Wangen an der Aare geboren, im Schosse einer begüterten Industriellenfamilie. Diese sei durch zwei Talente geprägt, schreibt Helene Roth später, die «Ingenieurbegabung aus der Familie Roth und das Künstlerische aus dem Hause Walther». Helene wird eine gute Ausbildung geboten, zuerst in Bern, dann an der Ecole supérieure in Morges, wo sie definitiv den Weg zur Kunst beschreitet. Durch Vermittlung ihres Onkels Alfred Roth nimmt sie von 1905 bis 1907 Malunterricht bei Cuno Amiet auf der Oschwand bei Herzogenbuchsee, denn das Malen in der Natur hat Helene Roth geprägt. Amiet rät ihr, «zu sich als Künstlerin Vertrauen zu haben» und auf eine Künstlerlaufbahn «hinzuarbeiten».

Amiets Gedanken über die Kunst waren ihr so wichtig, dass sie einen Teil davon in ihrem 1962 publizierten Aufsatz «Begegnungen in Herzogenbuchsee» zitiert: «Man kann nicht genug der Natur ablauschen, doch soll man sie nicht bloss schablonenhaft abzeichnen, sondern seinen eigenen Willen hineinlegen». Helene Roth handelte danach und pflegte zwei Sparten innerhalb der Malerei: Landschaften, speziell jene im Oberaargau, sowie Porträts.

Recht ausführlich schreibt Christ über die wenig beneidenswerte Situation einer selbstständigen Frau als Künstlerin am Anfang des 20. Jahrhunderts. «Noch immer ist die Frau beziehungsweise ihr Körper in der Kunstgeschichte vor allem eines: Sujet. Angehenden Künstlerinnen ist der Zugang zu den wichtigen Kunstakademien entweder untersagt oder zumindest erschwert. [...] So sind Frauen vielerorts nicht zugelassen zum Aktstudium – zu einem wichtigen Ausbildungselement, um die Darstellung von Menschenkörpern zu studieren.»

Doch Helene Roth macht ihren Weg. 1909 nimmt sie an der Jahresausstellung Berner Kunstschafter in Bern teil, und 1918 erhält sie das Eidgenössische Kunststipendium. Im Frühling 1928 erteilt ihr Amy Moser den Auftrag, für die Saffa, die am 26. August beginnen wird, «einige Taten aus dem Leben ihrer Mutter in Bildern festzuhalten». Gemeint ist Amélie Moser-Moser, die Gründerin des alkoholfreien Gast- und Gemeindehauses zum «Kreuz» in Herzogenbuchsee. Nun entsteht aber anstelle eines Frieses, der die Saffa vielleicht nicht überdauert hätte, ein Zyklus von sechzehn Ölbildern, die sowohl «Meilensteine» wie «Alltagsszenen» im «Kreuz» festhalten.

Anhand dieser Bilder erzählt Christ die Geschichte von Amélie Moser-Moser, ihrem Wirken im Frauenverein, den sie 1870 selbst ins Leben gerufen hat. 1891 erwarb der Frauenverein das «Kreuz», in dessen stolzen Mauern eine heruntergekommene Gastwirtschaft betrieben wurde. Das konnte nur durch die Initiative Amélie Mosers geschehen, die auch den Vorschuss zum Kauf zahlte. Der Hauptteil der Bilder ist nun dem vielfältigen gemeinnützigen Betrieb im «Kreuz» gewidmet. Die Gastwirtschaft wurde ohne Alkohol betrieben und war damit die erste ihrer Art in der Schweiz – noch vor den «Kaffeestuben» des Zürcher Frauenvereins. Der Alkoholismus grassierte auch in Herzogenbuchsee, er war das Grundübel der verbreiteten Armut, der Sittenlosigkeit und der Ausweglosigkeit der Opfer der Trunksucht, der Frauen nämlich. Amélie Moser hatte schon damals die Zeichen der Zeit erkannt: Mit dem Frauenverein kümmerte sie sich um Armenfürsorge, Schülerspeisung, Volksbäder, Krankenpflege, um nur einige Tätigkeitsfelder zu nennen.

Wie setzt Helene Roth die Szenen und Handlungen im «Kreuz» bildnerisch um? Der Künstlerin geht es um die Stärke der Aussage. Wo es ihr Auge gebietet, sprengt sie souverän perspektivische Zwänge, so etwa im Bild der Armenpflege: Eine Frau in Bernertracht schaut aus einem Fenster des «Kreuzes» und weist einem Bettler das Schild «Armenverpflegung», das wohl am 1971 abgerissenen Drangsalenstock angebracht ist. Das macht auch ein Mädchen, das auf der Aufgangstreppe zum «Kreuz» steht. Vergleicht man mit der «Natur», stimmt überhaupt nichts! Die Frau – viel zu gross, das Fenster – viel zu klein, die Treppe steht an der Hausecke statt in der Fassadenmitte, die Kirchgasse ist endlos weit. Man sieht, dass solche Verrückungen nur zugunsten der Künstlerin ausgelegt werden können. Da braucht es eine Meisterschaft im Beherrschen der Perspektive und den sicheren Instinkt für einen ausgewogenen Bildaufbau, damit der Ausdruck auf uns Betrachter wirkt. Die Aufhebung des Raums kehrt in mehreren Bildern wieder. Nicht genug damit, fügt Helene Roth ein weiteres Ausdrucksmittel hinzu: das «Nebeneinander der Zeitebenen», wie Christ im «Obesitz» (Kammermusikkonzert) exemplarisch vorführt. Amy Moser sitzt am Flügel, die Geigerin und der Cellist begleiten sie, und die Mutter Amélie Moser schaut uns Betrachtern direkt ins Gesicht – obwohl sie drei Jahre zuvor gestorben war.

Die zwei Beispiele mögen genügen, um etwas von der expressionistischen Eigenwilligkeit der Künstlerin Helene Roth zu erzählen, der Christ übrigens durch Zufall begegnet ist. Sie durfte im Auftrag der Gebäudeversicherung die Brandmauern und deren Durchbrüche inspizieren und stiess dabei auf die Bilder von Helene Roth, die nun wieder vollständig restauriert im ersten Stock des «Kreuzes» zu besichtigen sind.

Walter Gfeller, Herzogenbuchsee

Chuard, Corinne: Histoire vaudoise. Un survol.

Gollion : Infolio ; Lausanne : Bibliothèque historique vaudoise 2019. 157 p.
ISBN 978-2-88474-849-0.

Ce livre, petit par sa taille, mais dense par son propos, qui plus est d'une lecture agréable, est une synthèse des connaissances récentes sur l'histoire vaudoise. Corinne Chuard a relevé le défi de vulgariser une matière complexe sur une longue durée, permettant tant aux spécialistes qu'aux lectrices et lecteurs peu familiers de l'histoire vaudoise de disposer d'une excellente vue d'ensemble ou d'une entrée en matière sur une thématique ou une époque précises. Embrassant une période allant de la fin de la dernière glaciation à l'entrée en vigueur de la dernière constitution vaudoise le 14 avril 2003, la perspective adoptée est celle du temps long.

L'ouvrage est structuré en quatre chapitres chronologiques, mettant l'accent sur les évolutions de l'espace géographique vaudois, sur les populations qui l'ont habité et sur les régimes qui s'y sont succédé, tout en revenant sur un certain nombre d'événements majeurs. Cette option permet de distinguer quatre grandes étapes de l'évolution du territoire situé entre Alpes et Jura et entre Léman et lac de Neuchâtel, afin de saisir le processus de structuration de cette entité qui est aujourd'hui le canton de Vaud. Cette approche souligne l'existence de phénomènes politiques, économiques, sociaux, religieux et culturels aux temporalités dissociées. Elle se conjugue avec le traitement thématique de certains sujets. Bien qu'il soit délicat de rendre compte d'une telle synthèse, il est intéressant de revenir brièvement sur les quatre périodes.

Le premier chapitre, « Vaud émerge des glaces », s'étend des premières attestations de la présence humaine sur sol vaudois autour du XIV^e millénaire avant notre ère à la fin de l'époque burgonde au VI^e siècle. L'intégration du territoire vaudois dans des ensembles culturels ou politiques plus grands (espace celtique, empire romain, royaume burgonde), les échanges commerciaux, ainsi que les mouvements de population sont au centre de ces pages. L'espace se structure autour d'axes de communication d'importance européenne et d'agglomérations apparues dès l'Âge du Fer, mouvement qui s'accélère sous la *Pax romana*.

Le deuxième chapitre, « Vaud esquisse son identité », est consacré à la période médiévale, allant du VII^e siècle à la conquête du Pays de Vaud par Berne. Intégré dans le duché d'Outre-Jura avec les comtés de Genève et du Valais, le comté de Lausanne, appelé *Pagus Waldensis* pour la première fois dans un document de 765, se trouvera au cœur du second royaume de Bourgogne dès 888. Cette période voit le développement des linéaments de la géographie administrative vaudoise, fondée sur le maillage des découpages épiscopaux et paroissiaux. Partie intégrante du Saint Empire, l'espace vaudois est une mosaïque de territoires dépendant d'une multitude de seigneurs temporels et spirituels, dont l'évêque de Lausanne dispose d'un poids non négligeable. Dès le XIII^e siècle, les comtes, puis ducs de Savoie, prennent pied au nord du Léman. Leur expansion conduit à terme à l'effacement des grandes familles seigneuriales, soutenue par la montée en puissance des villes, dont certaines ont été fondées par la Maison de Savoie. Les guerres de Bourgogne, aux lourdes conséquences pour le Pays de Vaud, et la montée en puissance des cantons suisses, sans compter la Réformation, ébranlent sérieusement le pouvoir des Savoie sur le nord du Léman.

La troisième partie, « Vaud obéit à Berne », se concentre sur les 262 ans – 323 ans même, si l'on prend en compte le gouvernement d'Aigle, passé sous le contrôle de Berne en 1475 – d'intégration au sein de la République de Berne et, par-là, à la Suisse. Le territoire vaudois est réorganisé en baillages, administrés par un bailli venu des rives de l'Aar et par ses lieutenants vaudois. Marquée par une certaine prospérité économique, cette période voit le développement d'une intense vie culturelle et intellectuelle et l'inscription, certes modeste, du Pays de Vaud dans le paysage des Lumières européennes. Malgré une fidélité largement partagée pour LL. EE., une partie des élites urbaines, frustrée de la « morgue » des patriciens et encouragée par les succès de la Révolution, souhaite rompre avec Berne en faisant convoquer les États de Vaud. Les tergiversations de LL. EE., leur surdité aux demandes de leurs sujets et la présence des troupes françaises forment un cocktail détonnant. Le 24 janvier 1798, 262 ans de paix sous la tutelle bernoise prennent fin et cinq années troublées débutent.

Enfin, le dernier chapitre, « Vaud empoigne son destin », traite de la période durant laquelle Vaud est un État souverain, intégré de plein droit au sein de la Confédération, quoique les Bernois n'aient pas oublié la perte du Pays de Vaud et aient réclamé son retour dans leur giron au moment où l'Europe se remodèle après la chute de Napoléon. Après avoir dû préserver leur indépendance, les Vaudois font l'expérience de l'exercice de la souveraineté. Les régimes se succèdent au rythme des divers mouvements politiques et révolutions, certes relativement pacifiques, qui scandent l'histoire de la Suisse au XIX^e siècle. Tout en se profilant comme un acteur majeur de la Confédération, à laquelle elle fournit quinze conseillers fédéraux (le troisième canton en ordre

d'importance), le canton de Vaud se développe aux XIX^e et XX^e siècles : sa structure économique mute, le territoire s'urbanise, la population évolue, cela selon des rythmes différenciés, quoiqu'une accélération de ces transformations s'observe dès les années 1970.

Le survol – on appréciera le clin d'œil visuel sur la couverture de l'ouvrage – de l'histoire vaudoise proposé par Corinne Chuard est stimulant. Il apporte un socle de connaissances solide et concis sur l'histoire d'un territoire, de ses habitants, de ses institutions, de son économie et de sa société. Il convient de relever le soin apporté à l'illustration du volume, qui offre une véritable plus-value au texte.

Nicolas Gex, Berne

Diener, Leander: Das Jungfraujoch. Eine Geschichte der Hochalpinen Forschungsstation 1922–1952.

Zürich: Hier und Jetzt 2022. 208 S. ISBN 978-3-03919-576-3.

2022 jährt sich die Gründung der Jungfraujoch-Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (SNG), der heutigen SCNAT, zum hundertsten Mal. Das Jubiläum bildete den Anlass für die vorliegende Publikation. Darin widmet sich der in Zürich tätige Historiker Leander Diener vorrangig den ersten dreissig Jahren der Hochalpinen Forschungsstation Jungfraujoch von 1922 bis 1952. Inhaltlich dient ihm die Geschichte der Station als «Prisma» (S. 15). Durch dieses betrachtet er Rahmenbedingungen schweizerischer und internationaler Wissenschaftspolitik von der Nachkriegszeit des Ersten bis in die Nachkriegsjahre des Zweiten Weltkrieges.

Eingeleitet wird die Monografie mit je einem Vorwort des Präsidenten der Internationalen Stiftung Hochalpine Forschungsstation und Gornergrat, Silvio Decurtins, und des Präsidenten der Schweizerischen Kommission für die Hochalpine Forschungsstation Jungfraujoch der SCNAT, Urs Baltensperger, gefolgt von einem Grusswort von Stefan Estermann, Schweizer Botschafter beim Arktischen Rat.

Seine Darstellung gliedert Diener in fünf Kapitel, die er wieder in mehrere Abschnitte unterteilt. Dabei hält er sich in konventioneller Weise an den chronologischen Ablauf der Geschehnisse. Abgerundet wird der Band durch eine Chronik der behandelten Ereignisse, eine Übersicht verschiedener Zahlen zum Betrieb der Forschungsstation sowie eine Zusammenstellung des Leitungspersonals von Stiftung und Forschungsstation seit deren Gründung, ferner durch ein Abbildungsverzeichnis, einen Anmerkungsapparat, eine Auflistung der genutzten Archive sowie eine Bibliografie. Fünf Einschübe mit Fotos, Zeichnungen und Bauplänen vermitteln einen anschaulichen Eindruck der Forschungsstation und tragen zum ansprechenden Erscheinungsbild des Buches bei. Der in Weiss gehaltene Einband des Paperbackbandes passt zum Schnee, der auf

zahlreichen zeitgenössischen Fotos im Buch zu sehen ist. Bei diesen handelt es sich ausschliesslich um Schwarz-Weiss-Abbildungen. Zusammen mit der an Schreibmaschinentypen erinnernden Schrift auf dem Einband und in den thematischen Einschüben im Buch wecken sie Assoziationen mit den Gründungsjahren der Station. Dadurch ergibt sich ein stimmiges Erscheinungsbild des handlichen Bandes.

Zu bemängeln sind gelegentlich unsorgfältige Formulierungen. Wir erfahren etwa, dass von 1875 bis 1887 zehn Jahre vergingen. Riesige Spekulationsobjekte wurden «ausgetragen», Zusagen «überliefert», und der Vorsteher der Jungfrauoch-Kommission «wies Bundesrat Etter an» (S. 31, 93 und 137).

Zunächst geht Diener auf die Vorgeschichte der Forschungsstation ein. Ohne den Bau der Jungfraubahn ab 1896 und ohne den Artikel 9a in ihrer Konzession zur Errichtung einer Forschungsstation gäbe es diese nicht. Dabei kann Diener zeigen, dass der Artikel dem persönlichen Wunsch des Initiators der Jungfraubahn, Adolf Guyer-Zeller, entsprang. Mit dessen Tod 1899 geriet der Plan einer Forschungsstation zunächst in Vergessenheit.

1920 kehrte der Geophysiker und Grönlandforscher Alfred de Quervain von einem internationalen wissenschaftlichen Kongress mit der Idee zurück, auf dem Jungfrauoch eine Forschungsstation zu errichten. Leider teilt der Autor nichts über den Kongress mit. Nachdem de Quervain 1922 zunächst ein privates Komitee gegründet hatte, machte die SNG aus diesem eine ihrer Kommissionen. Im gleichen Jahr übertrug der Bundesrat der SNG die Hoheit über die zu errichtende Station. Spätestens 1927 zeichneten sich unterschiedliche Vorstellungen zur Ausgestaltung einer Stiftung für die Forschungsstation ab. Einige Beteiligte betrachteten diese als nationale Angelegenheit. Dem stand jedoch ein weitgehend vergeblicher Aufruf zur Finanzierung der Station in der Schweiz entgegen. Hier hätte die interessante Frage nach den Ursachen des geringen Interesses gestellt werden können. Im Jahr der Einweihung der Forschungsstation, 1931, konnte für sie eine internationale Stiftung gegründet werden. Deren Besetzung erforderte diplomatisches Geschick. In der Stiftung wurden die ausländischen Mitglieder wie die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft oder die Royal Society als Partner anerkannt. Die SNG musste zustimmen, dass die Schweiz lediglich den Vorsitz und die lokale Verwaltung führen solle. Beim Gang in die Internationalität wurde durch die Bestimmung, dass die Stiftung Schweizer Recht unterstand, Befürchtungen der Boden entzogen, sie könnte in die Abhängigkeit des Auslandes geraten. Während des Zweiten Weltkrieges ermöglichte diese Bestimmung die Aufrechterhaltung des Betriebes der Forschungsstation. Doch war sie wenig ausgelastet. Die Schweiz als Einzugsgebiet reichte nicht aus. Eine internationale Positionierung erwies sich als überlebensnotwendig. Eine Ausstellung zum 15-Jahr-Jubiläum sollte das Interesse der neu gegründeten

UNESCO wecken, was auch gelang. Doch blieb der finanzielle Beitrag der Schweiz an die Forschungsstation trotz deren internationalem Ansehen selbst zu diesem Zeitpunkt unzureichend.

Diese Erfahrung floss, so Diener, in das Projekt zur Schaffung des Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) ein. Massgeblich wurde dieses Vorhaben von Alexander von Muralt, dem Präsidenten der Jungfrauoch-Kommission, vorangetrieben. Mit der Gründung des SNF 1952 normalisierte sich die finanzielle Lage der Station, während die eidgenössische Wissenschaftspolitik eine institutionelle Form erhielt. An dieser Stelle verweist Diener darauf, dass die Erzählung vom wissenschaftlichen Rückstand der Schweiz nach dem Krieg anhand der Geschichte der Jungfrauochstation widerlegt werden kann und forschungspolitisch motiviert gewesen sein dürfte.

Insgesamt ist es dem Verfasser gelungen, seinen Anspruch, mit seiner Studie einen Einblick in die facettenreiche schweizerische und internationale Wissenschaftspolitik zu vermitteln, einzulösen.

Tobias Krüger, Grafenried

Furrer, Norbert: Der arme Mann von Brüttelen. Lebenswelten eines Berner Söldners und Landarbeiters im 18. Jahrhundert.

Zürich: Chronos 2020. 229 S. ISBN 978-3-0340-1558-5.

Die Schweizer Solddienstforschung beschäftigte sich in den letzten Jahren mit Offizieren, deren wirtschaftliche oder diplomatische Tätigkeiten Spuren in verschiedenen Archiven hinterlassen haben. Es finden sich unter anderem Buchhaltungsunterlagen, Korrespondenz oder Selbstzeugnisse.¹ Die Schicksale der einfachen Soldaten hingegen liessen sich eher mit einem quantitativen als mit einem qualitativen Ansatz verfolgen. Von einfachen Söldnern sind Zeugnisse aus eigener Feder die Ausnahme von der Regel. Wenn die Schicksale der Soldaten in der frühen Neuzeit fassbar werden, dann sehr oft über Gerichtsakten. Söldner wurden von der Obrigkeit oder den Offizieren dokumentiert, wenn sie desertierten, Geld schuldeten oder rechtlich verfolgt wurden.² Diese juristischen Überbleibsel bilden auch für Norbert Furrer eine wichtige Grundlage, um über den 1736 im bernischen Brüttelen geborenen Hans Rudolf Wäber zu berichten. Ein Signalement, ein frühneuzeitlicher Steckbrief, machte Furrer auf den Söldner und Landarbeiter Wäber aufmerksam.

Der vom Autor gewählte Titel erinnert natürlich augenblicklich an Ulrich Bräker (1735–1798), «den armen Mann im Tockenburg», den wohl bekanntesten Söldner des 18. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu Bräker ist der im Zentrum der Untersuchung stehende Zeitgenosse Hans Rudolf Wäber jedoch kein Autobiograf. Im Gegenteil hinterlässt Wäber,

ein «Mann ohne Worte» (Einleitung), keine eigenen Dokumente. In der vorliegenden Monografie präsentiert Furrer seine Ausbeute an Quellen *über* Wäber: akribisch ediert und mit ausführlichen Anmerkungen versehen.

In fünf Kapiteln erweitert Furrer das Lebensbild des Berner Söldners Hans Rudolf Wäber, das er 2008 für den Sammelband *Berns goldene Zeit* in der Reihe *Berner Zeiten* publiziert hat.³ Ein «Anhang» unterstützt den Leser neben den üblichen Quellen- und Literaturangaben mit einem hilfreichen Glossar.

Der Teil «Heimat» beschreibt mit Auszügen aus zeitgenössischen Lexika und lokalen Berichten den Raum, in dem Hans Rudolf Wäber als Kind und junger Mann zu Hause war: das Dorf Brüttelen, die Kirchgemeinde Ins und die Landvogtei Erlach. Der Pfarrerherr von Ins, Johann Jakob Wolf (1709–1766), schreibt 1764 über die Bewohner, «von zehn ist kaum einer, der sein Handwerk recht erlernt» (S. 17). Die meisten Haushaltungen in der Kirchgemeinde Ins sind weder reich noch arm, aber besonders von den Erträgen der Landwirtschaft abhängig. Eine schlechte Ernte kann bereits für schwierige Lebensumstände sorgen. Furrer lässt diese Berichte vorerst unkommentiert auf den Leser wirken. Ergänzt werden sie durch Einwohnendenzahlen und einen Ausschnitt einer derzeitigen Karte des Amtes Erlach. Eine Verortung Wäbers bleibt an dieser Stelle aus. Im nächsten Kapitel erfahren wir, dass er auch zu denjenigen jungen Männern aus der Kirchgemeinde Ins gehörte, die kein Handwerk ausführlich gelernt haben.

Im Kapitel «Leben» rückt der Lebensweg von Hans Rudolf Wäber ins Zentrum. Dort wird ersichtlich, dass sich Wäber erst in Quellen fassen lässt, als er seine Heimat bereits ein erstes Mal verlassen hatte, um in Solddiensten ein Auskommen zu finden. Seine ersten 24 Lebensjahre lassen sich nicht mit Dokumenten stützen. Es lässt sich nur vermuten, dass er die Dorfschule von Brüttelen besucht hatte. Furrer verzichtet in seiner Biografie explizit darauf, «leidige Lücken zu schliessen» (S. 7). Damit verpflichtet sich der Autor stark der Wissenschaftlichkeit, also der Überprüfbarkeit der überlieferten Dokumente. Beim Leser hinterlässt dies zeitweilen den Wunsch nach einer zusätzlichen Interpretation oder einer ausführlicheren Einschätzung durch den Experten. Furrer ist hier zurückhaltend. Für den zweiten Lebensabschnitt fällt dies aufgrund von ausführlicherem Quellenmaterial weniger ins Gewicht. In vergleichender Perspektive beschreibt Furrer überzeugend beispielsweise die Lebensdauer oder das Aussehen des Protagonisten.

Der vierte Teil bietet auf fünf Seiten mit einer «Chronologie» nochmals eine Orientierungshilfe in den Lebensstationen von Hans Rudolf Wäber. Am Ende des dritten Teils und im grössten, dem fünften Kapitel, «Dokumente», präsentiert Furrer schliesslich die wichtigsten Quellen über Wäber, die er auch für dessen Lebensbeschreibung benutzt hat. Elf Abbildungen zeigen exemplarisch, wie diese Quellen aus dem Staatsarchiv des Kantons Bern daherkommen.

Im letzten Kapitel, «Fern der Heimat», verortet Furrer Hans Rudolf Wäber als Migranten, der aus ökonomischen Gründen seine Heimat verlassen haben dürfte. Ob er freiwillig oder unfreiwillig in die fremden Dienste ging, ändert nichts am Umstand, dass es Furrer überzeugend gelingt, ein repräsentatives Lebensbild eines einfachen Landmannes des 18. Jahrhunderts darzustellen. In diesem Kapitel weist Furrer zudem auf eine Forschungslücke zu den fremden Diensten hin: die Feldprediger (S. 185). Bis heute fehlt eine Arbeit, die sich detailliert mit diesen Akteuren des Soldwesens auseinandersetzt.

Für das 18. Jahrhundert gibt es im Staatsarchiv Bern Bände voller Kompanielisten mit Tausenden verzeichneter Söldner, die in niederländischen, sardinischen oder französischen Diensten standen (Bestand B II Wehrwesen/Fremder Kriegsdienst). Das Buch ist beinahe als Anleitung zu verstehen, wie man allenfalls mehr über einen dort notierten Söldner erfahren kann. Es zeigt auch auf, welche Quellenbestände sich ergänzen, um Licht ins Dunkel der Biografie eines einfachen Landmannes zu bringen – sofern er kein «friedvolles Leben» (S. 11) gehabt hatte. Es ist also besonders auch Familienforschenden zu empfehlen.

Benjamin Ryser, Bern

- ¹ Holenstein, André; Rogger, Philippe: Im Dienst der Kriegsherren Europas. In: NZZ Geschichte 34 (2021), 20–35; Greyerz, Kaspar von; Holenstein, André; Würzler, Andreas (Hrsg.): Soldgeschäfte, Klientelismus, Korruption in der Frühen Neuzeit. Zum Soldunternehmertum der Familie Zurlauben im schweizerischen und europäischen Kontext. Göttingen 2018; Höchner, Marc: Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert. Göttingen 2015.
- ² Hitz, Benjamin: Kämpfen um Sold. Eine Alltags- und Sozialgeschichte schweizerischer Söldner in der Frühen Neuzeit. Köln 2015; Steinauer, Jean: Patriciens, fromagers, mercenaires. Histoire de l'émigration fribourgeoise, XVII^e–XVIII^e siècle. 2. Aufl. Neuchâtel 2017.
- ³ Furrer, Norbert: Stationen eines bewegten Lebens. Johann Rudolf Wäber von Brüttelen im Amt Erlach (1736 bis nach 1795). In: Holenstein, André et al. (Hrsg.): Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2008, 484.

Gerber, Roland: Inszenierung von Glauben und Macht. Die Berner Ratsgeschlechter und der Münsterbau 1393 bis 1470.

(Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 96). Zürich: Hier und Jetzt 2022. 464 S. ISBN 978-3-03919-566-4.

Der Stadtarchivar von Bern, Roland Gerber, nimmt den Bau des Berner Münsters zum Anlass einer sozialpolitischen Studie über die gesellschaftlichen Zustände, die wirtschaftlichen Voraussetzungen sowie die politischen Massnahmen, die 1470 zum Twingerherrenstreit führten. Von den bisherigen baugeschichtlichen und kunsthistorischen Arbeiten über das Berner Münster weicht die vorliegende Publikation grundlegend ab. Der Autor

richtet sein Augenmerk vor allem auf die Finanzierung des Bauwerks. Angesichts der Priorisierung ökonomischer Fragen in der gegenwärtigen Politik ist das Thema besonders aktuell. Dargelegt werden die Honorare und Gehälter der am Bau beteiligten Meister und Handwerker, die Vermögensverhältnisse der Spender, der Inhalt und der überlieferte Wortlaut ihrer Stiftungen und Testamente und deren Behandlung durch Schultheiss und Rat.

Der Titel des Buches verspricht dem Leser, der das Berner Münster nicht kennt, vielleicht etwas augenfälligere Zeugen der entsprechenden «Inszenierung». Eine zusammenfassende Interpretation der Architektur des Münsters und seiner Ausstattung als aristokratisch-republikanisches Denkmal ist vom Leser aus den zitierten Quellen und aus eigener Anschauung des Bauwerks zu erschliessen. Er wird feststellen, dass die «Inszenierung von Glauben und Macht», ungeachtet der zum Teil spektakulären Zuwendungen von wohlhabenden Adligen und Kaufleuten, harmonisch das gesamte Erscheinungsbild des Berner Münsters prägt.

Dem Autor geht es grundsätzlich «um Herkunft und soziale Zusammensetzung der führenden Berner Ratsgeschlechter und deren Beteiligung an Bau und Ausstattung des Münsters am Ende des Mittelalters» (S. 10). Mit dieser Zielsetzung bleibt er seinem Forschungsinteresse treu; hatte es doch schon vor zwanzig Jahren zu seinem grundlegenden Buch *Gott ist Burger zu Bern* geführt. Die möglichst präzise Wiedergabe beziehungsweise Zusammenfassung der ungedruckten, im Staatsarchiv, im Stadtarchiv und in der Burgerbibliothek Bern erhaltenen und der in der vielfältigen Literatur zitierten Quellen ist ein namhaftes Verdienst des Autors. Nahezu achtzig ganzseitige Abbildungen illustrieren den erstaunlichen Bestand an vorhandenen Dokumenten zum Thema.

Ausgangspunkt von Gerbers Recherchen ist der Stand der Twingherren im Stadtstaat des 15. Jahrhunderts. Der Rat der Zweihundert, aus denen der Schultheiss und die Amtsträger gewählt wurden, hatte um 1400 die Planung und den Bau des Münsters veranlasst und war somit auch für dessen Finanzierung zuständig. Mit «Twingherren» wurden die Angehörigen des Adels bezeichnet, die zwar Bürger der Stadt waren, aber auch über Grund- und Gerichtsherrschaften auf dem Land verfügten. Ihr Verhältnis zum Rat der Zweihundert, in dem sie neben bürgerlichen Handwerkern und Vertretern von deren Zünften sassen, führte immer wieder zu Auseinandersetzungen. Diese kamen im «Twingherrenstreit» zu einem vorläufigen Abschluss. Die prunkvolle Kleidung, mit der sich die Adligen in der städtischen Gesellschaft hervortaten und die vom Rat verboten worden war, war der Anlass zur Demonstration der Twingherren und ihrer Frauen am 25. November 1470 gegen die geltende Kleiderordnung im vollendeten Chor des Münsters. Dieses Ereignis bildet den Abschluss des bearbeiteten Zeitabschnitts, der mit «der Schultheissenwahl des sozialen Aufsteigers Ludwig von Seftigen

1393» (S. 15) beginnt. «Die grundlegende These dieser Untersuchung besteht darin, dass Bau und Ausstattung des Münsters sowie der soziale und politische Aufstieg der Twingherrengeschlechter, also jener Familien, die am 25. November 1470 gegen die von einer Mehrheit im Rat der Zweihundert 1464 beschlossene Kleiderordnung verstiessen, sich gegenseitig bedingten.» (S. 11)

Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert, die in Untertitel und betitelte Abschnitte eingeteilt sind. Aus dem Inhaltsverzeichnis ergibt sich die notwendige Übersicht über die Zusammenhänge, die in den einzelnen Ausführungen nicht immer offenkundig sind. Nach der Einleitung, in der die Zielsetzung des Buches ausführlich erläutert wird, und dem ersten Kapitel über das «Selbstverständnis der Twingherren» folgt das zweite über «Anlass und Initiatoren des Münsterbaus 1393 bis 1418». Für die Geschichte des Münsterbaus ist dieses Kapitel besonders relevant, da hier die Voraussetzungen in den Jahrzehnten vor der Grundsteinlegung 1421 behandelt werden. Es schliessen «Organisation und Wohltäter des Baubetriebs 1418 bis 1453» mit den Angaben über die «Baufinanzierung» und den «Bau von Grabkapellen, Chor und Seitenschiffen» an. Entscheidend für das Thema des Buches sind die beiden nächsten Kapitel, «Rahmenbedingungen des Münsterbaus» mit der ausführlichen Biografie des Schultheissen Rudolf Hofmeister, seiner Abwahl als Schultheiss und der Machtergreifung durch die Twingherren und «Streben nach Macht und Prestige 1453 bis 1470». Im letzten Kapitel des Buches und der Zusammenfassung seines Inhalts werden unter dem Titel «Münsterbau und Stadtgesellschaft» die «Gründergeneration» und die erste und zweite Stiftergeneration sowie die Massnahmen zur Baufinanzierung rekapituliert. Dies trägt wesentlich zum Verständnis des historischen Ablaufs der Bauarbeiten und der Stiftungen bei.

Die einzelnen Abschnitte, namentlich die Biografien der Stifterinnen und Stifter, sind oft so reich mit Dokumenten bestückt, dass sie sich zuweilen lesen wie ein Sittengemälde. Lebensdaten, Wesenszüge, familiäre und gesellschaftliche Beziehungen, Wohnorte, Besitzverhältnisse, Grundstückbesitz in der Stadt und auf dem Land werfen auf die Persönlichkeiten der bernischen Gesellschaft im 15. Jahrhundert ein so lebendiges Licht, dass der Leser manchmal sogar den Zusammenhang mit dem Bau des Münsters vergisst. Damit erweist sich das Buch nicht nur als wissenschaftliche Abhandlung zur ökonomischen Baugeschichte des Berner Münsters, sondern als wesentlicher Beitrag zur Kulturgeschichte Berns im 15. Jahrhundert.

Hans Christoph von Tavel, Yens

Hafner, Urs: Kinder beobachten. Das Neuhaus in Bern und die Anfänge der Kinderpsychiatrie, 1937–1985.

Zürich: Chronos 2022. 144 S. ISBN 978-3-0340-1673-5.

Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts rückten «anormale» Kinder in den Fokus von Wissenschaft und pädagogischer Praxis. Davon zeugt ein immer dichter werdendes Netz an sonder- und sozialpädagogischen Angeboten und Einrichtungen. Um 1900 begann sich auch die Psychiatrie mit «schwierigen» und «auffälligen» Kindern zu beschäftigen – zunächst als Teil der Erwachsenenpsychiatrie, später als eigenständige Disziplin. Mit der bislang kaum erforschten Geschichte der Schweizer Kinderpsychiatrie setzten sich in den letzten Jahren einige Historikerinnen und Historiker auseinander. Einer von ihnen ist Urs Hafner. Von ihm erschien 2023 ein gemeinsam mit Mirjam Janett und Urs Germann herausgegebener Sammelband zu diesem Thema.¹ In der vorliegenden Monografie widmet sich Hafner am Beispiel des Berner Neuhauses einer spezifischen kinderpsychiatrischen Institution: der Beobachtungsstation.

Beobachtungsstationen bildeten neben Beratungsstellen und ambulanten Diensten das institutionelle Fundament der entstehenden Kinderpsychiatrie. Die erste Kinderbeobachtungsstation der Schweiz war die 1921 eingerichtete Stephansburg in Zürich.² Die Station Neuhaus wurde 1937 am Rande der Psychiatrischen Klinik Waldau eröffnet. Ins Neuhaus kamen Kinder und Jugendliche, die vorher mit ihrem Verhalten negativ aufgefallen waren, «ohne dass die Eltern oder eine Fachinstanz etwas hätten ändern können» (S. 7). Hafner schätzt, dass im Untersuchungszeitraum rund 3000 Fälle begutachtet und behandelt wurden – mit dem Ziel, herauszufinden, «was mit den Kindern und Jugendlichen los war; eine Erklärung für ihre Auffälligkeiten zu liefern, und diese falls möglich zu beseitigen» (S. 8). Der Aufenthalt in der Beobachtungsstation dauerte in der Regel drei bis sechs Monate.

Hafner konzentriert sich in seiner Studie auf die Zeit zwischen 1937 (dem Amtsantritt des ersten Neuhaus-Leiters, Arnold Weber) und 1985 (der altershalber erfolgten Demission von Webers Nachfolger, Walter Züblin). Er will herausfinden, was sich in diesen rund fünfzig Jahren im Neuhaus veränderte und was gleich blieb, «welche Kinder eingewiesen und aufgenommen wurden, wie die Abklärungen verliefen, welche Tests und Therapien Anwendung fanden, wie die Diagnosen lauteten» (S. 8). Sein Fokus liegt dabei, wie er immer wieder betont, auf dem «ärztlichen Blick». Die – ohnehin kaum zu rekonstruierende – Wahrnehmung der Kinder spielt hingegen keine Rolle.³ Die Hauptquelle bilden Krankenakten: sechzig zufällig ausgewählte, über den Untersuchungszeitraum gleichmässig verteilte Krankengeschichten, je hälftig von Knaben und Mädchen. Die Dossiers enthalten alle Dokumente, welche die Beobachtungsstation während eines Aufenthalts über das entsprechende Kind produzierte. Weitere Quellen sind die

Jahresberichte und Verzeichnissbücher des Neuhauses, Schriften und Publikationen der leitenden Psychiater sowie Interviews, die Hafner mit Zeitzeugen führte.

Die ersten beiden Teile des Buches sind chronologisch geordnet. Zunächst widmet sich Hafner der «kinderpsychiatrischen Frühphase» des Neuhauses (S. 13) – den Jahren 1937 bis 1960, als die Beobachtungsstation unter Webers Leitung stand. Anschliessend steht das Wirken von Züblin im Zentrum, dieses erstreckte sich über die Jahre 1961 bis 1985. In beiden Teilen erfährt man viel über die Tests, die im Neuhaus durchgeführt wurden, die Diagnosen und Therapien. Weber war ein Anhänger der Psychoanalyse, interessierte sich für die Träume der Kinder und diagnostizierte oft eine Neurose. Mit Züblin wechselte der Fokus von der Psyche im psychoanalytischen Sinn zum Hirn, das heisst zu einer organisch ausgerichteten Psychiatrie. Züblin war angetan von den neuen Psychopharmaka. Die beste Therapie sah er «oft darin, die diagnostizierte Verhaltensauffälligkeit, die er auf eine Schädigung des Gehirns zurückführte, durch die Verabreichung von Medikamenten zu minimieren» (S. 85). Um 1970 tauchte mit dem psychoorganischen Syndrom (POS) im Neuhaus prominent eine neue Diagnose auf, Neurosen hingegen wurden nun kaum mehr diagnostiziert. Hafner bilanziert: «Es ist nicht anzunehmen, dass sich psychische Krankheiten innert weniger Jahrzehnte fundamental änderten. Vielmehr veränderte sich der ärztliche Blick.» (S. 94) Und der «ärztliche Blick» ist es auch, der im dritten und letzten Teil des Buches im Mittelpunkt steht. Hafner macht hier deutlich, dass sich dieser Blick zunehmend auch auf die Familie richtete. Sie wurde immer wichtiger für die Therapie des «schwierigen» Kindes. Hafner leitet aus dieser Feststellung ab, dass die Kinderpsychiatrie «Teil der Gesellschaft geworden [ist], sie wirkt in diese hinein» (S. 121). Die Antwort auf die Frage, wie das genau geschah, bleibt allerdings offen. Hafner konzentriert sich in seiner Studie auf das, was sich hinter den Klinikmauern des Neuhauses abspielte.

Wenngleich Hafner mit dem Berner Neuhaus eine einzelne kinderpsychiatrische Institution untersucht, legt er viel mehr als eine simple Institutionengeschichte vor, indem er einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Schweizer Kinderpsychiatrie leistet.

Michèle Hofmann, Bern

¹ Vgl. Janett, Mirjam; Germann, Urs; Hafner, Urs (Hrsg.): Das Problem Kind. Zur Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Schweiz im 20. Jahrhundert. Basel 2023 (Itinera, Bd. 50).

² Vgl. Neuhaus, Emmanuel; Galle, Sara: «Eine sichere Grundlage für die Fürsorge-Erziehung». Die Gründung und Ausrichtung der ersten kinderpsychiatrischen Beobachtungsstation in der Schweiz 1921 bis 1931. In: Janett/Germann/Hafner (wie Anm. 1), 31–47.

³ Vgl. auch Hofmann, Michèle: (Ab)normality and (In)educability – Whose Voices Can Be Found in Historical Sources on Intellectually «Abnormal» Children? In: Paedagogica Historica. International Journal of the History of Education 58,3 (2022), 349–362.

Hofmann, Étienne: Napoléon, le sel et les Suisses.

Genf: Slatkine 2021. 714 S. ISBN 978-2-05102-872-1.

In der Untersuchung von Étienne Hofmann wird erstmalig der Salzhandel zwischen der Schweiz und Frankreich während der Zeit Napoleons behandelt. Als Quellen der Arbeit dienen Salzverträge zwischen Frankreich und der Schweiz und die dazugehörige Korrespondenz. Diese werden detailreich ausgeleuchtet und ausgewertet. Die Schriftstücke entstammen einem Dossier der Waadtländer Politiker Jules Muret (1759–1847) und Henri Monod (1753–1833), die im August 1810 in Paris waren und über verschiedene Geschäfte verhandelten, wovon der Salzhandel eines war. Dieses Dossier wurde in der Geschichtsforschung bislang nicht berücksichtigt. An ihm orientieren sich Hofmanns Fragestellungen: Was beinhalten die geschäftlichen Vereinbarungen, für die Muret und Monod 1810 nach Paris fuhren? Wer waren ihre Ansprechpartner? Welchen Status hatten die beiden Delegierten aus dem Waadtland gegenüber der kaiserlichen Verwaltung in Frankreich inne?

Nach 600 Seiten, auf denen das Dossier von Muret und Monod ausgeschöpft wird, resümiert Hofmann, dass der Salzhandel zwischen der Schweiz und Frankreich sich während der Regierungszeit Napoleons im Vergleich zum Ancien Régime nur wenig änderte. Die Untersuchungsphase war stärker von Kontinuitäten als von Brüchen geprägt. Dieses Resultat tut der Bedeutung dieses Werks aber keinen Abbruch. Im Gegenteil: Es enthält viele Detailinformationen und Aspekte, an die weitere Forschungsarbeiten anknüpfen können.

Weiter gilt es, die Sprache Hofmanns zu würdigen: Sie ist klar und präzise, weshalb seinen Überlegungen und Argumenten gut gefolgt werden kann. Indes hätte Hofmanns Untersuchung, die eine grosse Quellennähe aufweist, mindestens in Teilen gestraft werden können. Für das Verständnis wäre es nicht zwingend erforderlich gewesen, jeden Salzvertrag und Verhandlungsaspekt mit ausgeprägter Gründlichkeit zu diskutieren. Der Titel des Buches ist gut gewählt, da er kurz und knackig ist. Allerdings kann er die Erwartung wecken, dass sich der Salzhandel zwischen Frankreich und der Schweiz unter Napoleon grundlegend änderte, was ja eben gerade nicht der Fall war. Hofmanns Arbeit schliesst eine wichtige Forschungslücke in der Diplomatie- und Wirtschaftsgeschichte zwischen Frankreich und der Schweiz. Sie ist Pflichtlektüre für alle, die sich mit dem Salzhandel der Schweiz zu Beginn des 19. Jahrhunderts befassen.

Benjamin Spielmann, Dübendorf

Ingold, Niklaus: Die Berner Zahnmedizin 1921–2021. Aufschwung eines Fachgebietes.

Hrsg. von den Zahnmedizinischen Kliniken der Universität Bern (ZMK Bern).

Bern: Stämpfli 2022. 207 S. ISBN 978-3-7272-6064-3.

Als das Berner Zahnärztliche Institut 1970 gleichberechtigt in die Medizinische Fakultät integriert wird, hat es bereits eine fast fünfzigjährige Aufbauphase hinter sich. Die folgenden fünfzig Jahre können als Ausbauphase der – nun neu Zahnmedizinische Kliniken (ZMK) genannten – Institution bezeichnet werden.

Niklaus Ingold zeichnet die Geschichte der Berner Zahnmedizin wissenschaftlich fundiert, material- und detailreich und gut lesbar nach. Es gelingt ihm, über den Einzelfall ZMK hinaus exemplarisch die Entwicklung eines medizinischen Fachgebietes darzustellen, die auf vielfältigen Verschränkungen und Interdependenzen von Wissenschaft, Politik, Administration, Technik, Gesellschaft, Wirtschaft, Organisation, Persönlichkeiten und Zufällen beruht.

Die ersten fünfzig Jahre des Zahnärztlichen Instituts, das mit drei Abteilungen, fünf Lehraufträgen und zehn Studierenden angefangen hatte, waren durch das Bestreben geprägt, sich als vollwertige universitäre Institution zu etablieren. Dies beinhaltete zum Beispiel die Diversifizierung von einer reinen Lehranstalt in ein Institut mit den Bereichen Lehre, Forschung und Dienstleistung. Nicht unwesentlich war dabei der Kampf um geeignete Räumlichkeiten. Verschiedene Not- und Zwischenlösungen hatten über dreissig Jahre lang das Institutsleben geprägt und 1947 beinahe zur Schliessung der Institution geführt. Erst der Neubau von 1954 ermöglichte die weitere Entwicklung.

Ingold bettet diese Gründungs- und Aufbauphase in verschiedenste Kontexte ein. So förderte beispielsweise die in der Bevölkerung Ende des 19. Jahrhunderts grassierende Karies einerseits die politische Einsicht der Notwendigkeit von Gegenmassnahmen und andererseits die Professionalisierung des Zahnarztberufs. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse (Bakteriologie) und technische Errungenschaften (Tretbohrer) unterstützten diesen Prozess. In Bern wurde die Zahnheilkunde trotzdem relativ spät akademisch. Erst 1907 wurde an der chirurgischen Poliklinik eine Dozentur für Zahnheilkunde eingerichtet. Der Bedarf für ein ausgebautes zahnärztliches Ausbildungsangebot wurde vorerst nicht als notwendig erachtet. Dank des Engagements des damaligen Dozenten für Zahnheilkunde, Oscar Müller, wurde 1921 ein universitäres Zahnärztliches Institut Realität – 33 Jahre nachdem auf eidgenössischer Ebene eine universitäre Ausbildung für Zahnärzte Pflicht geworden war.

In der Ausbauphase nach 1970 veränderten mehrere Restrukturierungen, teils von innen initiiert, teils von aussen verordnet, die Kliniken massiv. Neue Anforderungen

an die Lehre, eine sich immer stärker ausprägende fachliche Spezialisierung, beschleunigter technischer Fortschritt, betriebswirtschaftliche Belange, staatliche Vorgaben (besonders das *New Public Management*), ja generell der gesellschaftlich-politische Wandel bedingten forcierte Anpassungsleistungen.

Die ZMK bewegten sich innerhalb einer weltweiten Veränderung des Forschungs- und Wissenschaftsbetriebs, die nach dem Zweiten Weltkrieg an Fahrt aufnahm. Stichworte dazu sind Spezialisierung, Standardisierung, Internationalisierung, Interdisziplinarität, Vernetzung und Kooperation sowie staatliche und private Forschungsförderung. Exemplarisch zeigt Ingold dies am Prozess der Forschung und Entwicklung von Zahnimplantaten, der nicht geradlinig und manchmal auch recht konfliktbehaftet war. Verschiedene staatliche und privatwirtschaftliche Akteure aus dem In- und Ausland, konkurrierende Persönlichkeiten, die komplexe Materie, fehlende Strukturen erschwerten ihn. Trotzdem gelang es, über Jahre hinweg einen Forschungszweig aufzubauen, der heute den ZMK weltweit einen hervorragenden Ruf einbringt. Und – fast zwangsläufig – nahmen die ZMK damit auch eine Vorreiterrolle in der heute boomenden translationalen Medizin ein, indem sie eine integrative Zusammenarbeit von Grundlagen-, Industrie- und klinischer Forschung zum Zweck praxisorientierter Lösungen etablierten.

Das Forschungsrenommee wirkte sich positiv auf die Lehre und die Dienstleistungen aus. Am einfachsten demonstrieren dies folgende Zahlen: An den heute fünf Kliniken (Zahnerhaltung, Präventiv- und Kinderzahnmedizin; Oralchirurgie und Stomatologie; Rekonstruktive Zahnmedizin; Parodontologie; Kieferorthopädie) arbeiten um die 300 Personen, gut 100 Studierende werden betreut und gegen 10 000 Behandlungen durchgeführt.

Ingold hat mit dem vorliegenden Buch eine eher unübliche Jubiläumsschrift geschaffen. Es ist ein genuin wissenschaftliches Werk, das auf einer breiten Quellenbasis fusst, aus deren fachgerechter Auswertung neue Erkenntnisse schafft und diese spannend präsentiert. Dabei tritt das hagiografische Element fast ganz in den Hintergrund. Dass die Auftraggeber dieses Vorgehen mitgetragen haben, ist ihnen hoch anzurechnen. Sie haben darauf vertraut, dass eine solche Publikation das Ansehen ihrer Institution ins rechte Licht rückt und so auch über den engen Kreis der Insider hinaus wahrgenommen wird.

Die Insider kommen trotzdem nicht zu kurz. Der Text ist mit vielen Details angereichert, erwähnt zahlreiche Persönlichkeiten, deutet Begebenheiten an, die für Aussenstehende kaum Bedeutung gewinnen können, für Insider aber wohl einen besonderen Wert darstellen. Hier ist denn auch der einzige Schwachpunkt des Werkes auszumachen. Die unzähligen Fakten, Daten und Strukturen hätten eine Aufarbeitung im Anhang verdient, sei es als «Stammbaum» der einzelnen Abteilungen, Kliniken,

Forschungsgruppen usw., mit einigen Organigrammen zu ausgewählten Zeitpunkten und einem chronologischen Verzeichnis der Leitenden des Instituts und der Kliniken und/oder einer Liste aller Dozierenden. Das vorhandene Personenverzeichnis leistet in dieser Hinsicht keine Hilfe, da nur die Namen der Personen, nicht aber deren Funktionen aufgeführt sind. Nützlich wäre auch ein Quellen- und Literaturverzeichnis gewesen, das die in den Fussnoten versteckte Fülle an Material einfacher zugänglich und sichtbar gemacht hätte.

Stefan Hächler, Bern

Oppliger, Vincenz: Merligen. Streiflichter aus der Geschichte.

Thun/Gwatt: Weber 2022. 168 S. ISBN 978-3-03818-412-6.

Der Verlag bewirtschaftet intensiv das rechte Thunerseeufer. Auf ein Sigriswiler Buch und ein Justistaler Buch folgt nun ein Merliger Buch. Vincenz Oppliger, sein sehr kompetenter Autor, gehört einer alteingesessenen Familie an und verfügt über ein grosses Wissen über sein Dorf und eine eindruckliche Sammlung von Bilddokumenten.

Merligen gehört zu den elf Dörfern der weitläufigen Gemeinde Sigriswil. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war der Ort ein Bauern-, Winzer-, Fischer- und Schifferdorf. Das änderte mit der Dampfschiffahrt, dem Bau der rechtsufrigen Thunerseestrasse um 1870, der Beatenbergbahn 1889 und der Eröffnung der rechtsufrigen Thunerseebahn 1913. Von der kurzen Blüte des Fin-de-Siècle-Tourismus zeugt vor allem noch das bekannte Hotel «Beatus». Heute ist Merligen zum Feriendorf geworden, wobei die Ferienwohnungen zunehmend durch Zweitwohnungen von Dauermietern verdrängt werden. Ausser im Gastgewerbe gibt es kaum noch Arbeitsplätze im Dorf, und Landwirtschaft wird nur noch im Zweitberuf oder als Hobby betrieben. Der ab den 1970er-Jahren vehement einsetzende Zweitwohnungsbau hat das Dorfbild nachhaltig und nachteilig verändert und die Bevölkerung überaltern lassen.

Dem Autor gelingt es, mit guten Bildern und Texten das alte Merligen wieder aufleben zu lassen. Dokumentiert wird etwa die Kalkbrennerei, die Gewinnung des Merliger «Marmors», die Gerberei, die Müllerei. Die Mühlen mahlten für die ganze Gemeinde Sigriswil und für Beatenberg. Von den einst fünf sind heute noch zwei umgenutzte Mühleengebäude erhalten.

Prägende Ereignisse und Entwicklungen, die das Dorfbild veränderten, sind etwa die Überschwemmungskatastrophe von 1856, für die der Grönbach aus dem Justistal verantwortlich war und die durch eine Beschreibung aus der Feder des nachmaligen Bundesrates Karl Schenk lebendig gemacht wird, der Dorfbrand von 1898 und der Kirchenbau von 1936/37.

Wer in Merligen Ferien macht oder seinen Alterssitz dorthin verlegt hat, wird den Band mit dem schönen Bildmaterial gerne zur Hand nehmen. Aber auch eingessene Merliger werden einen Gewinn davontragen, weil ihnen das Buch den Wert des kulturellen Erbes des Dorfes bewusst macht. Ein Erbe, mit dem die Merliger nicht immer sorgfältig umgegangen sind. Der Abriss des von Baumeister Frutiger 1878 erbauten Schulhauses (an seine Stelle trat ein öder Parkplatz) nahm dem alten Dorfzentrum sein prägendes Element und wäre heute nicht mehr denkbar. Auch dass es beim Abriss nur knapp gelang, die Protokolle der Dorfgemeinde ab 1842 aus dem Bauschutt zu retten, spricht nicht für besondere Sensibilität gegenüber der eigenen Geschichte. Oppligers Werk mag mit-helfen, dieses Defizit zu korrigieren.

Etwas schade ist es, dass die interessanten Persönlichkeiten, die in Merligen wohnten und wirkten, etwa der Theaterautor Kurt Goetz (1888–1960), der Kunstmaler Marcus Jacobi (1891–1969) oder der Historiker Philipp Woker (1848–1924), ein bisschen kurz behandelt werden. Das gilt vor allem für den «Beatus»-Hotelier Carl Seegers-Vasalli (1881–1968), der als der tatkräftige Entwickler Merligens angesprochen werden darf. Im kleinen Dorf spielte er die Rolle, die heute Samih Sawiris im Urserental spielt. Seegers verwandelte das bescheidene Gasthaus ins stattliche Hotel «Beatus», war Mitgründer des Verkehrsvereins und der Wasserversorgungsgenossenschaft, massgeblicher Förderer des Kirchenbaus, Gemeinderat und Kirchgemeinderat. «Zusammengefasst ergibt sein Wirken im Dorf und in der Gemeinde den Satz: Kein öffentliches Werk in der Ortschaft Merligen in den letzten sechzig Jahren, das er nicht massgeblich hätte fördern helfen.»¹

Christoph Zürcher, Bern

¹ Zitat aus dem Nachruf im Thuner Tagblatt, 26.8.1968.

Schnell, Dieter; Ulrich, Denise: Architekturführer Bern.

Berlin: DOM publishers 2022. 336 S. ISBN 978-3-86922-759-7.

Der 2005 in Berlin gegründete deutsche Buchverlag DOM publishers veröffentlicht Fachpublikationen zu Architektur, Städtebau und Design und wurde 2020 mit einem Deutschen Verlagspreis ausgezeichnet. Gelobt wurde dabei insbesondere die Reihe *Architekturführer*, die mittlerweile 145 Titel über Städte, Regionen und Länder auf der ganzen Welt umfasst. Letztes Jahr erschien darin als erster eine Schweizer Stadt porträtierende Band derjenige über Bern. (Seither ist auch Zürich vertreten.)

Der Berner Band ist in zehn Kapitel zu den städtischen Quartieren oder Stadtteilen und zum Umland gegliedert und stellt insgesamt 223 Objekte aus allen Epochen vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit dar. Dazu gehören Repräsentationsgebäude,

Kirchen, Verwaltungs- und Universitätsbauten, Schul-, Industrie- und Verkehrsanlagen, kulturelle Institutionen, Spitäler, Privathäuser, Wohnsiedlungen und Brücken. Die einzelnen, farblich unterschiedlich gekennzeichneten Abschnitte sind immer gleich aufgebaut: Einer kurzen, mit historischen Fotos und Plänen illustrierten Einleitung zu den jeweiligen Stadtgebieten folgt ein meist zweiseitiger Übersichtsplan, auf dem die nachfolgend beschriebenen Bauwerke eingezeichnet sind. Die meisten Beschreibungen finden auf einer Seite, seltener einer halben und bei grösseren Fotos auf zwei Seiten Platz.

Mehr als die Hälfte der Artikel betreffen Gebäude des 20. Jahrhunderts, je etwa ein Fünftel zwischen 1800 und 1900 sowie seit 2000 errichtete und ein Achtel vor 1800 entstandene Bauten. Am ältesten ist das Alte Schloss Bümpliz (um 900), am jüngsten sind unter anderem das Zentrum Paul Klee in der Schosshalde (2005) und das Einkaufszentrum Westside in Bethlehem (2008) sowie diverse An- und Umbauten (bis 2020). Die Analyse der Bauwerke umfasst neben kurzen Texten aktuelle Fotos sowie teilweise Grundrisse oder Situationspläne. Ein QR-Code bei jedem Objekt führt zu einer Google-Karte. Die Texte sind informativ, historisch präzise und betonen die architekturgeschichtliche Einordnung. Dem Lektorat entgingen ein paar Fehler, vor allem orthografischer Art.

Verfasst wurde der Architekturführer von Dieter Schnell, der Kulturtheorie und Denkmalpflege an der Berner Fachhochschule unterrichtet und von Bachelor- und Masterstudierenden unterstützt wurde. Das Buch wird eingeleitet durch 18 illustrierte Seiten «Zur Stadtentwicklung von Bern» (S. 8ff.), wobei die zweite Hälfte von Denise Ulrich stammt, die dafür eine Kurzfassung ihrer Diplomarbeit zu Berns Entwicklung seit 1850 erstellt hat. Während die historischen Abbildungen mehrheitlich schwarz-weiss gehalten sind, präsentieren sich die neu vom Hauptautor und den Studierenden gemachten Aufnahmen farbig und optisch sehr ansprechend.

Über die Auswahl der aufgenommenen Objekte lässt sich immer streiten. Da die Publikation aus Kursen zur Architekturgeschichte an der Berner Fachhochschule hervorgegangen ist und Diskussionen mit Studierenden auf Rundgängen vor Ort mit einbezogen wurden, ist der praktische Nutzen für Interessierte gegeben. Ein Führer, der wissenschaftlich fundiert und auf das Wesentliche beschränkt über die bauliche Entwicklung der Stadt, ihrer Quartiere und der wichtigsten Bauten orientiert, existierte unter all den Veröffentlichungen zu Bern bisher nicht. Mit seinem einem Michelin-Führer ähnlichen Format passt das schön gestaltete Buch noch knapp in die Jackentasche.

Emil Erne, Bern